Seite
. 39
. 39
. 39
. 40
. 40
.) 209
. 210
.) 210
. 211
. 212
. 213
. 213
. 213
. 214
) 215
. 216
. 40
. 42
. 45
. 45
46
216
216
218
219
222
223
271
56
79
80
224
225
227
229
231
274
290
301
303
304

I.

Das Volk der Bannar.

Nach den Forschungen der Missionare Combes, Dourisboure und Gerlach[1]).

Die Bannar bewohnen das Grenzgebiet zwischen Siam und Anam ungefähr in der Gegend, wo auf der Karte der 15.° N. B. sich mit dem 107.° Ö. L. (Greenwich) kreuzt. Ihr Gebiet wird im Osten und Nordosten durch den Stamm der Bannam, im Norden und Nordwesten durch den der Sedang, im Westen durch den der Röngav und Halang und im Süden durch den Stamm der Dscharai begrenzt, welch letzterer der zahlreichste und in jeder Beziehung bedeutendste ist; übrigens werden unter dem Namen Bannar in einem weiteren Sinne öfters auch diese ebengenannten Grenzstämme mit inbegriffen.

Die Bannar — im engeren Sinne — haben ungefähr 90—100 Dörfer inne und zählen im ganzen gegen 25 000 Seelen, welche auf ein Gebiet von 15—20 Meilen Durchmesser verteilt sind. Diese ganze Gegend bildet einen dichten, zusammenhängenden Wald, von dem wohl die Axt des Wilden hier und da ein Stück lichtet, aber nur auf kurze Zeit; denn mit wunderbarer Schnelligkeit und Üppigkeit wächst der Wald wieder herauf. Ebenen giebt es hier nicht, höchstens nach Südosten und Westen hin, wo die Röngav wohnen. Überall ziehen sich mäfsig hohe Bergrücken hin, die sich in den verschiedensten Richtungen kreuzen; bei dieser Bodenbeschaffenheit fehlt es natürlich nicht an Quellen, Bächen und Waldströmen, von denen einige ihren Abflufs gen Osten zur anamitischen Küste suchen, während andere gen Westen fliefsend den Fufs Bla bilden, der im Gebiet der Sedang entspringt, im Norden und Westen die Grenzen des Bannarlandes bildet und schliefslich in den gewaltigen Mekong ausmündet.

Der Grund und Boden scheint bei den Bannar hinreichend ertragsfähig zu sein, wenn auch nicht so fruchtbar wie bei einigen Nachbarstämmen. Einige Dorfschaften ernten hundertfach und die am schlechtesten gelegenen wenigstens noch das 15—20 fache. Unter solchen Umständen sollte man annehmen dürfen, dafs Hungersnot dem Bannar

1) Man vergleiche: Dourisboure, Les sauvages Ba-Hnars (Paris, Lecoffre 1875), sowie Combes und Gerlachs Artikel über die Bannar in „Les Annales de la Propagation de la Foi", 3. Jahrgang 1854, und in „Les Missions Catholiques", Jahrgang 1884.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

etwas unbekanntes wäre; und doch ist es ein seltener Fall, dafs ein Bannar soviel Reis in seinem Besitze hat, um ohne Entbehrung von einer Ernte zur andern auszureichen. Es hat dies letztere verschiedene Ursachen, vornehmlich aber hängt es mit der hier üblichen Bodenbearbeitung zusammen. Wenn der Bannar ein Stück Wald niederschlägt und die dürren Stämme verbrennt, um Raum für einen Acker zu gewinnen, so ist die Kraft des jungfräulichen Bodens eine derartige, dafs sie ihn 2—3 Jahre hindurch für die mit der Ausrottung verbundenen grofsen Beschwerden genügend entschädigt; aber die Werkzeuge, deren sich der Eingeborene bedient, erlauben ihm nicht, die Fruchtbarkeit des Bodens auf eine längere Reihe von Jahren hinaus zu erhalten; seine ganze Bodenkultur besteht darin, dafs er mit Hilfe eines zugespitzten Stockes den Samen in die Erde bringt und später das Unkraut mit einer kleinen, krummen 3 Zoll breiten Hacke beseitigt. An ein eigentliches Umarbeiten des Bodens denkt er gar nicht; auch würden ihm die nötigen Werkzeuge fehlen. Natürlich erschöpft sich auf diese Weise das ausgerodete Land schnell, so dafs man es nach drei Jahren ganz verläfst; in kurzer Zeit wächst dann wieder ein Waldbestand herauf, während an anderer Stelle dem Urwalde ein frischer Acker abgerungen wird. Wenn man zu diesem Raubbau noch die vielen Kriege und den beträchtlichen Zeitverlust, den die abergläubischen Gebräuche des Volkes verursachen, hinzurechnet, so wird es leicht begreiflich, warum der Bannar so oft am Hungertuche nagen mufs.

Es ist nur noch ein Glück, dafs er die unfreiwilligen Fasten mit Anstand zu ertragen weifs und dafs ihn die Not erfinderisch und arbeitsam macht. Wenn nämlich der Reis auf die Neige geht, so nährt er sich von Blattwerk, Kräutern und Wurzeln, wie sie im Urwalde sich finden. Zunächst ist es Sache der Frau, dieselben einzusammeln; wenn diese aber nicht genug für die ganze Familie zu liefern vermag, dann bequemt sich auch der Ehemann zu dieser undankbaren, täglich wiederkehrenden Arbeit. Es ist eigentlich ein Jammer, wenn die Leute ganze Vormittage damit zubringen, oft zwei bis drei Fufs tief aus der Erde höchstens 6 oder 7 Wurzeln herauszuwühlen. Sie magern dann ab, verlieren ihre gesunde Gesichtsfarbe und werden kraftlos; aber sie wissen doch dabei ihr Leben hinzufristen und es fehlt ihnen sogar nicht an einem gewissen Galgenhumor in Lebenslagen, wo andere den sicheren Tod vor Augen hätten. Jedes Jahr befinden sich mindestens zwei Drittel der Bevölkerung in dieser Notlage, und wenn die Hungersnot gröfseren Umfang annimmt, dann ist es die ganze Bevölkerung, die in Mitleidenschaft gezogen wird.

Die Erzeugnisse des Bodens sind bald hergezählt; man baut Reis, etwas Mais, süfse Pataten, Kürbisse, Bananen, Ananas, mehrere Arten geringwertiger Melonen, Baumwolle, Tabak und verschwindend wenig Zuckerrohr. Alles das genannte gedeiht vortrefflich, aber vom Reise abgesehen, baut der Eingeborene das Übrige eigentlich nur, damit die betreffende Gattung nicht ganz ausstirbt. Die katholischen Missionare, welche unter dem Volke arbeiten, haben verschiedene Tropenfruchtbäume eingeführt, die ganz gut gedeihen; unter anderem geben die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

von ihnen gepflanzten Kaffeebäume Aussicht auf reichlichen Ertrag. Von Haustieren sieht man bei den Bannar nur den Hund, das Huhn, die Ziege und das Schwein; übrigens zieht er von diesen Tieren nur soviel auf, als er bei seinen abergläubischen Opfergebräuchen nötig hat. Büffel könnten die Eingeborenen hundertweis aufziehen; aber wenn ja einer einmal ein solches Tier in seinen Besitz bekommt, so richtet er möglichst schnell damit einen Opferschmaus aus, sei es nun um die Geister sich günstig zu stimmen, oder um das Andenken seiner Verstorbenen an deren Todestage zu ehren. Die Opfer, welche bei den Eingeborenen sehr beliebt sind, werden besonders in dem westlichen Grenzgebiete häufiger, weil dort der Handelsverkehr mit der benachbarten Landbevölkerung die Büffel weniger selten macht.

Die Wälder sind von wilden Tieren belebt, von denen der Elephant und das Rhinozeros eigentlich blos gelegentlich das Bannargebiet durchstreifen, da sie ihre wahren Schlupfwinkel in den Wäldern der Bannam, Sedang und Dscharai haben. Das Krokodil hat seine Heimstätten an den Ufern des Bla und in den zahlreichen Sümpfen von Röngav, während es selten bis in die Quellbäche hinaufsteigt. Tiger, Wölfe, Wildschweine, wilde Hunde, Hirsche, Rehe, Füchse in verschiedenen Abarten, Boaschlangen und Giftnattern bevölkern die Gegend in grofser Zahl. Gewaltige Herden von wilden Ochsen und Büffeln treiben sich in den benachbarten Ebenen der Dscharai umher.

Im Bannarlande giebt es zwei gesonderte Jahreszeiten, die Regenzeit und die heifse Zeit. Letztere nimmt ihren Anfang mit Ende August, wo die Sonne die Regenwolken verscheucht und mit ihrer fast unerträglichen Glut die Quellen und Bäche austrocknet, die Blätter der Bäume verdorren macht und überhaupt die ganze Vegetation zum Stillstand bringt. Diese Sonnenglut ist um so einschneidender und fühlbarer, als im Gegensatz dazu die Nächte eisig kalt sind. So ist es beispielsweise in den Monaten Dezember und Januar keine Seltenheit, dafs gegen 5 Uhr morgens das Thermometer nur 2 ° C. aufweist, um dann nachmittags bis 37 ° und darüber zu steigen. Diese unvermittelten Übergänge bilden wohl auch eine der Ursachen, dafs das Klima des Bannarlandes für Europäer so mörderisch ist. Um den Monat April herum bedeckt sich der Himmel mit dichten, wüstlich grauen Wolken; jeden Abend kündigen Gewitter und gewaltige Regengüsse die hereinbrechende Regenzeit an. Der Himmel überzieht sich nach und nach mit dunkelschwarzen Wolken, und der fast unablässig herniederströmende Regen erweckt den Eindruck, als ob ein grofses Meer durch ein ungeheures Sieb seinen Inhalt über die Erde ausgiefse. In der mit Feuchtigkeit übermäfsig gesättigten Luft und in den Ausdünstungen, welche den verwesenden Pflanzenstoffen entsteigen, liegt eine andere Ursache des ungesunden Klima, welches sich besonders durch perniziöse Malariafieber und Hautkrankheiten fühlbar macht; natürlich kann in solcher Jahreszeit von gesundem Trinkwasser nicht die Rede sein.

Was die Rasseangehörigkeit der Bannar anlangt, so sind sie, ebenso wie die ihnen in bezug auf Körperbeschaffenheit, Sitten und religiöse

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

Anschauungen ganz nah verwandten Stämme der Bannam, Sedang, Halang, Röngav und Dscharai, von den umgebenden Annaniten, Chinesen und den Bewohnern Laos' und Kambodschas gänzlich unterschieden; alle die oben genannten Stämme, welche auf der Grenzscheide zwischen Siam und Annam wohnen, scheinen die Überbleibsel der einstigen Aboriginalbevölkerung zu sein. Der Bannar hat eine kräftige, wohlausgebildete Statur, schwarzes reichliches Kopfhaar — nur ausnahmsweise hat Missionar Gerlach Individuen mit rötlichgelbem Haar bemerkt —, kupferfarbene Haut, dunkelbraune Augen und schwarzes, aber nur spärliches Barthaar. Der Bannar zeichnet sich durch eine stolze, ungezierte Haltung aus; in bezug auf Marschfähigkeit leistet er Ausgezeichnetes.

Die Sprache der Bannar, welche von denen der benachbarten Aboriginalstämmen nur dialektisch verschieden ist, hat mit der von Laos und Annam nicht das mindeste gemein; sie ist ihrer Konstruktion nach sehr einfach und hat einen weichen, gefälligen Klang. Schriftzeichen sind den Bannar gänzlich unbekannt und deren Anwendung erregt bei ihm stets das Gefühl ängstlicher Verwunderung.

Die Abgeschlossenheit, in welcher die Bannar umgeben von ihren Bergen und Wäldern leben, macht es erklärlich, warum sie in Künsten und Handwerken so wenig leisten. Bei allem, was sie in dieser Hinsicht verfertigen, ist sozusagen die Not und der Zwang Lehrmeisterin gewesen. Der Bannar verfertigt z. B. brauchbare thönerne Gefäfse, um seinen Reis und einiges Gemüse darin kochen zu können, er schmiedet das kleine Beil, die Sichel und die Hacke, welche sein ganzes landwirtschaftliches Geräte ausmachen, ferner den Säbel, welchen er benötigt um sich gegen die wilden Tiere des Waldes oder seine Feinde zu verteidigen, sowie endlich ein kleines Messer mit sehrlangem Stiel, womit er alle möglichen kleineren Arbeiten verfertigt. Die schöne Armbrust, welche den Pfeil mit grofser Gewalt hinsendet, ist ebenfalls sein Werk, die geschicktesten Arbeiter unter den Bannar verfertigen auch thönerne Pfeifen, welche mit phantastischen Schitzereien verziert sind.

Die Frau dagegen webt ein Stück weifses oder dunkles Baumwollenzeug, welches trotz seiner groben Beschaffenheit das wichtigste Tauschobjekt für den Verkehr zwischen den Bannar und Sedang bildet. Die Dörfer, welche an den Ufern des Bla liegen, verfertigen leichte, dabei aber sehr dauerhaft und gefällig aussehende Kähne, welche aus einem Baumstamme geformt sind. Das wäre so ungefähr ein Überblick über die Industrie der Bannar. Die im Süden wohnenden Dscharai leisten in bezug auf Handfertigkeit mehr; ihre Gewebstoffe sind feiner, als die der Bannar, und bisweilen mit Mustern durchwirkt, welche auch einem europäischen Auge nicht mifsfallen würden; ebenso lassen sie es bei ihren Schmiedearbeiten nicht an einer gewissen Eleganz fehlen; ja sie giefsen sogar in nicht ungeschickter Weise verschiede Gefäfse in Kupfer. Während sie die Bannar und Röngav hinsichtlich der Kunstfertigkeit weit übertreffen, stehen sie ihrerseits wieder

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

hinter den Halang zurück, auf welche ohne Zweifel der häufige Verkehr mit Laos nicht ohne anregenden Einfluſs geblieben ist.

Die Sedang bilden sozusagen ein Schmiedevolk. Ihr Bergland besteht aus Urgestein, welches an Eisenminen reich ist. Wenn die Feldarbeiten vorbei sind, beschäftigen sich mehr als 70 Dörfer mit der Ausbeutung dieser Minen; sie gieſsen und schmieden das Eisen und bringen es in der Gestalt von Beilen, Hacken, Sicheln, Messern, Lanzen und Säbeln in den Handel. Obgleich sie ihre Nachbarn reichlich mit alledem versorgen, so könnten sie doch noch ungeheure Mengen Eisenerz produzieren, wenn ihnen bessere Werkzeuge und eine praktischere Methode der Erzgewinnung bekannt wären. Ein aus zwei Röhren zusammengefügter Blasebalg, in welchen Kolben von Dammhirschleder arbeiten, ein Granitblock als Ambos und ein Stein als Hammer, das ist ihr ganzer Arbeitsapparat. Weberei findet man bei den Sedang nicht; die Schmiedearbeit nimmt alle ihre übrige Zeit in Anspruch und mit deren Ertrag können sie alle anderen nötigen Artikel eintauschen.

Der Handel der Bannar besteht in weiter nichts, als in dem Eintausch der allernotwendigsten Bedürfnisse von ganz geringem Werte. Sie fürchten sich zu sehr vor Schulden und vor dem damit verbundenen Verluste der persönlichen Freiheit, um das Risiko eines ausgedehnteren Handelverkehres auf sich zu nehmen. Einige Stücke Baumwollenzeug und das Wachs, welches die wilden Bienenschwärme im Walde spenden, bilden die Tauschwerte, wogegen sie sich Eisen, Salz, Schüsseln, Krüge, einige kupferne Töpfe und von Zeit zu Zeit ein mit einem Tamtam verbundenes Glockenspiel verschaffen, letzteres die höchste Sehnsucht eines jeden Bannar. Die Haustiere, Reis, Mais und tausenderlei kleinere Gegenstände der täglichen Arbeit gehören auch mit zu der beschränkten Zahl der täglichen Tauschartikel. Alle die umwohnenden Stämme teilen einen ähnlichen Tauschhandel, nur in umfangreicherem Mafse und unter Hinzufügung ihrer speziellen Industrieerzeugnisse; so liefern die Halang den Laosleuten Goldstaub gegen Büffel; die Dscharai, Röngav und Sedang spekulieren auf den Verkauf einer beträchtlichen Menge Sklaven und auf den Handel mit Tamtams und Krügen, von denen einzelne im Werte mehreren Büffeln, ja selbst mehreren Sklaven gleich gestellt werden. Im übrigen ist es höchst selten, dafs ein Eingeborener bei diesem Handelsverkehr sich ein Vermögen erwirbt; im Gegenteil geraten viele dabei in Schulden und Leibeigenschaft. Nur die Sedang mit ihrer Schmiedearbeit haben eine sichere Quelle des Wohlstandes an ihren Minen, und auch die Bannam im Norden haben einen reichlichen Verdienst an der ausgezeichneten Zimmtrinde, welche die Annamiten von Quang-Ngai gegen Handelsware eintauschen. Die Cochinchinesen beziehen aus diesen Gegenden einige Elephanten, Elfenbein, Rhinozeroshörner, Baumwolle, Honig und viel Wachs. Da der Verkehr hier meist in den Händen unbemittelter nnd betrügerischer Zwischenhändler liegt, so wird er oft Anlafs zu Ungerechtigkeiten, Feindschaften und Kriegen.

Im allgemeinen herrscht bei den Bannar und den ihnen verwand-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

ten Grenzstämmen die Monogamie; indes ist die Vielweiberei nicht gerade verboten, weshalb man auch bei den Reichsten bisweilen 2—3 Frauen findet. In diesem letzten Falle aber ist nur eine Frau die legitime Gattin, neben welcher die anderen einen Rang tiefer stehen; auch kann dieselbe auf eine Art Entschädigung (Pökra) Anspruch machen, wenn der Gatte die zweite oder dritte Frau heiratet. Wenn einmal die Familie eines solchen Polygamisten in Schulden gerät und einige ihrer Mitglieder zur Deckung derselben verkauft werden müssen, so kommen zuerst die Kebsweiber und deren Kinder an die Reihe, ehe die Kinder der ersten Frau der Sklaverei verfallen. Die Frau widmet sich übrigens allen häuslichen Arbeiten.

Was die Autorität der Eltern gegenüber den Kindern anlangt, so ist dieselbe eine imaginäre. Trägt der Vater seinem Kinde eine Arbeit auf, die letzterem nicht behagt, so ignoriert es den väterlichen Befehl vollständig, und dem Vater fällt es nicht ein sich Gehorsam zu erzwingen; sind doch die körperlichen Züchtigungen bei jenen Eingeborenen ganz unbekannt. Von Kindesmord hört man kaum je etwas; nur bei einigen Stämmen pflegen die jungen Mütter die erste Leibesfrucht abzutreiben.

Was die Kleidung der Bannar anlangt, so ist dieselbe sehr bescheiden. Die Männer tragen den Köpehn oder Languti, die Frauen den Habahn. Der Köpehn besteht aus einer breiten baumwollenen Binde, welche mehrmals um den Leib geschlungen wird, nachdem sie zuvor zwischen den Beinen durchgezogen worden ist; ein Ende hängt vorn herab, während das andere sich an der Seite befindet. Es ist meist ein gewöhnlicher weifser oder blauer Stoff, aus welchem diese Binden gefertigt werden. Bisweilen bekleiden sich die Reicheren mit Langutis, welche von den Dscharais mit verschiedenen Mustern durchwirkt und an den Enden mit Fransen und aufgereihten Kernen von Waldfrüchten verziert sind. Manche fügen auch noch ein paar zinnerne Ringe hinzu. Der Habahn der Frauen ist ein einfaches Stück Baumwollenstoff, welcher auf den Hüften zusammengeknotet wird und bis ziemlich auf die Kniee herabreicht. Für gewöhnlich tragen beide Geschlechter die Brust entblöfst, aber sie bedienen sich auch manchmal einer Art Weste oder eines Khann genannten Brusttuches. Die jungen Leute haben eine grofse Vorliebe für Perlenhalsbänder, zinnerne Ohrgehänge, kupferne Spangen und Ringe, sowie für grofse mit Zinnbelag verzierte Kämme. Da die Eingeborenen nicht jederzeit ihre Gap oder Ohrringe tragen, so stecken sie durch die durchbohrten Ohrläppchen, um das Zuwachsen der Öffnungen zu verhüten, Stückchen von Bambusholz, welches sie mit roten oder blauen Wollfäden ausschmücken. Durch ihr Gewicht dehnen dieselben das Ohrläppchen zu einer unnatürlichen Länge aus. Was die Haare betrifft, so werden dieselben in Chignonform aufgemacht und durch einen breiten Kamm festgehalten.

Die Bannar und ihre Nachbarstämme wohnen in Dörfern von 20—100 Häusern; mitten in dem Dorfe steht das Gemeindehaus, welches an seinem hohen Dach und an seinem bisweilen kunstfertigen Aufbau

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

leicht kenntlich ist. In den gröfseren Ortschaften giebt es deren 6 oder 7, und die Menge dieser Gemeindehäuser bezeichnet in den meisten Fällen die Anzahl der Dörfer, welche ihre frühere Absonderung aufgegeben und sich zu einem Ganzen vereinigt haben. Da durch diese ziemlich häufigen Zusammenschlüsse die besonderen Gebräuche eines jeden Weilers nicht berührt werden, so hält eben auch später noch jeder Teil der neuen Ortschaft auf sein eigenes Gemeindehaus, um darin zu beraten, Feste zu feiern und die üblichen Opfer darzubringen. Die Häuser der Eingeborenen sind hier und da ohne besondere Ordnung und Symmetrie erbaut. Sie sind grofs, gut ventiliert und ermangeln in ihrer ländlichen Einfachheit, besonders wenn sie neu sind, nicht einer gewissen Eleganz. Zwei Reihen hölzerner Säulen bilden den Unterbau, auf welchem sich 5—6 Fufs oberhalb des Bodens die Dielung aus gespaltenen und sorgfältig an einander gereihten Bambuslatten erhebt. Ein weniger dichtes Gitterwerk von Bambusstäben vertritt an den Seiten die Stelle der Wände. Das Dach, welches von einem in die Erde eingerammten Mittelpfosten getragen wird, ist mit Strohlagen gedeckt. Rottan ersetzt im ganzen Hause den Gebrauch der Nägel. Vor dem Haupteingange des Hauses erhebt sich in gleicher Höhe mit der Dielung eine breite, sehr solid hergestellte Plattform, wo in den Morgenstunden die Frauen mit langen Hölzern in Mörsern den für die 3 Mahlzeiten des Tages bestimmten Reis enthülsen. Zu dieser Plattform gelangt man auf einer Treppe, welche übrigens mehr einer Hühnersteige ähnelt, da sie nur aus einem eingekerbten Baumstamme besteht. Der Innenraum jedes Hauses ist in ebensoviel Zimmer abgeteilt, als Familien darin wohnen, nur ein Zimmer, worin die Fremden empfangen werden und in welchem zur Zierde einige Reisbranntweinkrüge lehnen, ist etwas gröfser als die andern.

Im Mittelpunkte eines jeden Raumes ist ein Herd für Küchenzwecke angebracht, um welchen herum des nachts die Familie auf Binsenmatten ihre Ruhe hält. Mann und Frau, sowie die kleinen Kinder, haben allein das Recht, an ein und demselben Herde ihr Nachtquartier aufzuschlagen; die etwas gröfseren Töchter haben einen Schlafplatz für sich. Die Jünglinge dagegen, vom 13. oder 14. Jahre ab bis zu ihrer Verheiratung, bewohnen ausschliefslich das Gemeindehaus. Dieser dort allgemeine Gebrauch hat sicherlich eine sittliche Grundlage. Das Gemeindehaus ist also die Residenz der männlichen Jugend und wird bei einem nächtlichen Überfalle von seiten des Feindes zur Zitadelle des Ortes. Ein solches Haus ist geräumig und von ausnehmender Solidität; letzteres ist aber auch nötig, da es durch sein hohes Dach den heftigen und häufigen Stürmen jener Berglandschaften ganz besonders ausgesetzt ist. Vor dem Eingange ist ein grofser hölzerner Balkon angebracht, welcher die Annehmlichkeit dieser Wohnungen beträchtlich erhöht. Im Innern sind, auf zwei Reihen verteilt, ungefähr 10 Herde errichtet, welche von den jungen Leuten auf gemeinsame Kosten unterhalten werden. Bei den Dscharai, Röngav und einigen anderen Stämmen ist der Eintritt ins Gemeindehaus jedem weiblichen Wesen untersagt; bei den Bannar dagegen mit ihren

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

einfachen Sitten werden die Frauen zu Teilnahme an Freudenfesten und öffentlichen Schmäusen dahin eingeladen; aufserdem aber kommen sie nur in Notfällen dahin. Das Gemeindehaus dient auch noch anderen Zwecken; bald wird es als Arbeitstätte, Markthalle, Herberge, Rathaus oder Opfersaal benutzt.

Im allgemeinen herrscht unter den Bewohnern eines und desselben Dorfes, und zwar bei dem Bannar noch mehr als bei anderen Stämmen, ein stark hervortretender Korpsgeist. So wird man in einem Hause niemals die Krüge mit Reisbranntwein leeren, ohne sämtliche anderen Familien dazu eingeladen zu haben; es möchte denn bei allzu geringen Vorräten sich nicht der Mühe verlohnen; und wenn bisweilen ein Eingeborener ein Schwein, eine Ziege oder gar einen Büffel schlachtet, dann kann man sicher sein, dafs er mit gröfster Gewissenhaftigkeit das Fleisch in soviel Teile zerlegt, als Einwohner in seinem Orte sind, ohne dabei für sich ein wesentlich gröfseres Stück zurückzubehalten. Niemand wird bei dieser brüderlichen Teilung übergangen; vom Säugling bis zum hochbetagten Greis empfangen alle die gleiche Portion. Auf der Jagd erbeutete Hirsche und Wildschweine unterliegen demselben Verteilungsmodus, nur mit der einzigen Abweichung, dafs die Jäger als Entgelt für ihre Anstrengungen ein etwas gröfseres Stück als die andern erhalten. Missionar Combes ist sogar Zeuge gewesen, wie ein einzelnes Huhn in 40 und 50 Teile zerlegt worden ist. Die Kinder, welche von früh auf das Beispiel der Eltern vor Augen haben, ahmen es natürlich vom zartesten Alter ab in ihren kleinen Kreisen nach. Wenn sie auf ihren Spielgängen etwa eine Schlange, eine Eidechse oder eine Maus erhaschen, so wird sicherlich der Älteste die schmackhafte Jagdbeute in ebensoviele Teile, als Kinder vorhanden sind, zerlegen. Diese brüderlichen Gebräuche knüpfen das Verwandtschaftsband, das fast alle Bewohner eines und desselben Dorfes umschlingt, womöglich noch fester.

Es giebt nichts Patriarchalischeres als die Regierungsform der Bannar. Jedes Dorf ist unabhängig vom andern und bildet eine kleine Republik für sich, in welcher die erfahrensten alten Leute die Senatoren darstellen; übrigens hat ihr Rat nur insoweit Gesetzkraft, als er bei der Majorität Anklang findet. Die Beratungen werden ohne allen feierlichen Anstrich bei gemütlicher Unterhaltung und dampfender Pfeife abgemacht. Jeder hat das Recht, ohne erst ums Wort bitten zu müssen, seine Gedanken frei aussprechen zu dürfen; trotzdem ziehen es die jungen Leute vor, lieber in aufmerksamem Stillschweigen den Alten zuzuhören; es müfste denn der Ausbruch eines Kampfes bevorstehen, bei welcher Gelegenheit die Jugend mit stürmischen Worten und Ratschlägen schnell zur Hand ist. Kein Bannar zahlt Tribut, und jeder Stamm, der sich gegenüber Fremden zu Abgaben verstünde, ist in seinen Augen nur eine Sklavenhorde. Wie alle Aboriginalstämme ist der Bannar für seine Freiheit begeistert und verträgt in diesem Punkte keine Beeinträchtigung, er müfste denn einem überlegenen Gegner gegenüber gute Miene zum bösen Spiele machen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

Wie schon bemerkt, hat sich der Bannar einfachere und reinere Sitten als seine Nachbarn bewahrt. Jedem Verbrechen folgt nicht nur allgemeine Mifsachtung, sondern auch strenge Strafe, wie Sklaverei und Verbannung.

Auch der Selbstmord, der bei den Bannar bisweilen vorkommt, ist in ihren Augen eine straffällige Handlung. Wer sich mit eigener Hand das Leben nimmt, wird nämlich in einem abgelegenen Winkel des Urwaldes, fern von den Grabstätten der Seinen, beerdigt und alle diejenigen, welche an der Bestattung teilgenommen haben, müssen sich einer bestimmten rituellen Reinigung unterziehen, da sie sich nach der Meinung der Bannar durch ihre Mitwirkung verunreinigt haben, während eine solche Verunreinigung bei gewöhnlichen Begräbnissen nicht stattfindet. Unglücklicherweise stützt sich die Gesetzgebung der Eingeborenen in manchem auf den trügerischen Grund abergläubischer Vorstellungen und wird so Veranlassung zu zahllosen Ungerechtigkeiten und wohl auch zu grausamen Kriegen. Besonders ist der Hexenglaube ein verhängnisvoller.

Die meisten Unglücksfälle, welche den Bannar betreffen, rühren nach seiner Ansicht von boshaften Menschen her, welche sich auf das Bezaubern verstehen; der Aberglaube zeigt nun den Weg, den vermeintlich Schuldigen aufzufinden, und ist letzterer entdeckt, so verfällt er entweder in eine hohe Bufse oder wird als Sklave verkauft. Beklagt sich der Beschuldigte über ungerechtes Verfahren und weigert er sich, die verlangte Genugthuung zu geben, so wird dem Dorfe, welches ihn in Schutz nimmt, der Krieg erklärt.

Im folgenden berühren wir das Verfahren bei einem solchen Hexenprozefs etwas näher. Zunächst wird an den eines Verbrechens Beschuldigten die Forderung gestellt, eine bedeutende Bufse zu erlegen. An dem Tage, wo dies zu geschehen hat, läfst sich der Ankläger durch seinen Bekannten, dem besondere Redegabe zu Gebote steht, und durch die jungen Leute seines Heimatsdorfes in möglichst zahlreichem und prächtigem Aufzuge begleiten. Man befragt das Loos, lauscht aufmerksam auf den Gesang der Vögel, und wenn alles von guter Vorbedeutung zeugt, marschiert man ab. In der Nähe des Dorfes, wo der Angeklagte wohnt, angekommen, hält der Zug aufserhalb der Palissadenumzäunung an. Auf diesem Halteplatze finden die oft 1—2 Tage andauernden Verhandlungen statt. Hat der Angeklagte oder sein Dorf Furcht vor einem etwa ausbrechenden Kriege, so macht eine gütliche Übereinkunft den Gerichtsverhandlungen bald ein Ende; erweist sich aber die eine oder andere Partei hartnäckig, so mufs der Thatbestand mit gröfster Genauigkeit festgestellt werden. Zu diesem Behufe werden zwei Pfähle in das benachbarte Flufsbett eingeschlagen; der Ankläger umfafst den einen, um nicht von der Strömung des Wassers fortgerissen zu werden, und am andern hält sich der Angeklagte fest, worauf sie beide zu gleicher Zeit die Köpfe unter das Wasser senken. Wer die kräftigsten Lungen hat und den Atem am längsten an sich halten kann, ist der unschuldige Teil. Taucht also der Angeschuldigte zuerst aus dem Wasser wieder auf, so ist er des ihm zur Last geleg-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

ten Verbrechens unbedingt schuldig und es bleibt ihm nichts anderes übrig, als die von dem improvisierten Gerichtshofe festgesetzte Strafe auf sich zu nehmen, widrigenfalls Krieg zwischen den zwei in Mitleidenschaft gezogenen Dörfern ausbricht. Hält es aber der Angeklagte länger unter dem Wasser aus, als der Verkläger, so gilt letzterer als böswilliger Verleumder und mufs seinerseits Strafe zahlen. Es giebt nichts stürmerischeres als die Reden, die bei solchen Gelegenheiten gehalten werden. Wenn bisweilen die Ungerechtigkeit gar zu schreiend ist und ein Angeklagter von seinem Dorfe in Schutz genommen wird, so weigert er stolz die Probe oder hält es ganz unter seiner Würde, sich zu verteidigen; aber diese Fälle sind selten, und da man sich die Verdächtigen meist unter den Bewohnern der kleineren Dörfer aussucht, so kommt es gewöhnlich zu einer gegenseitigen Vereinbarung. Die Wasserprobe ist die gebräuchlichste, weil sie für die sicherste gilt; bei allen wichtigen Streitfragen macht man von ihr Gebrauch und der Eingeborene schwört darauf, dafs es der Geist nur dem Unschuldigen erlaubt, am längsten unter dem Wasser zu bleiben.

Es giebt aufserdem noch eine lächerliche Probe, die der Eier, zu welcher man gewöhnlich in den schwierigsten Fällen seine Zuflucht nimmt. Ein Totkranker spricht, um ein Beispiel anzuführen, in seinen Fieberphantasien davon, dafs ihn jemand grausamer Weise mit einem todbringenden Pfeile durchbohrt habe. Wohl ist nichts von einer Wunde, nichts von Blutflecken an dem Körper des Kranken zu entdecken, aber das macht nichts aus, wenn es nur der Sterbende in seinen Delirien ausgesprochen hat. Vielleicht hat auch die Zauberin des Dorfes, welche zur Heilung herbeigezogen wurde, den tödlichen Pfeil kraft ihres wunderbaren Saugvermögens aus dem Leibe herausgezogen und ihn den verwundert dreinschauenden Dörflern gezeigt. Kann es für dieselben etwas überzeugenderes geben? Die Thatsache steht also für sie fest, und während man sich in allen möglichen Vermutungen über den boshaften Feind ergeht, stirbt der Patient. Sofort nach stattgehabter Beerdigung beginnen von seiten der Anverwandten die Nachforschungen nach dem mutmafslichen Mörder. Zu diesem Behufe zitiert man einen Bannar, der im Rufe besonderer Geschicklichkeit im Eieraufdrücken steht, und beraumt einen Tag der Eierprobe an. Bevor aber die Untersuchung beginnt, hört man alle Morgen auf den Gesang der Vögel, und, wenn sich dabei ungünstige Vorzeichen ergeben, so verschiebt man den Tag noch eine Weile. Läfst sich schliefslich alles günstig an, so schreitet man zu der feierlichen Untersuchung; an dem dazu anberaumten Tage werden mehrere Krüge voll Reisbranntwein im Trauerhause bereit gehalten. Alte Dorfbewohner, etwaige fremde Besucher, und in erster Linie der mit dem Eieraufdrücken Beauftragte werden nun zu reichlichem Branntweingenufs aufgefordert. Nach diesen feststehenden Präliminarien geht man aus der Umwallung des Dorfes heraus und sucht einen für die Zuschauer günstig gelegenen Versammlungsplatz, auf welchem 7—8 Eier in einem Körbchen bereit gehalten werden. Zunächst wäscht der Zeremonienmeister dieselben sorgfältig, und leistet dann, indem er zur Bekräftigung auf eine Hacke beifst,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

einen feierlichen Eid, dafs alles nach Recht und Gewissen vor sich gehen solle. Während er nun das erste Ei zwischen den Mittel- und Zeigefinger der rechten Hand nimmt, ist alles gespannt auf die Entlarvung des boshaften Menschen, der nach seinem Nächsten tödliche Pfeile abschiefst. Der Bannar redet das Ei etwa mit den Worten an: „Wenn dies Dorf" — dabei nennt er ein beliebiges — einen Dang [1]) hat, so zerbrich!" Dann beginnt er, meist nur zum Schein, das Ei so zu drücken, dafs ihm der Atem ganz auszugehen droht. Zerbricht es nicht, so nennt er ein anderes Dorf aus der Nachbarschaft und wiederholt dieselbe Kraftübung; das Dorf, bei dessen Nennung das Ei nun endlich zerbricht, hat den Dang in seiner Mitte. Alsbald wird die Menge laut und der Name jenes Ortes geht von Lippe zu Lippe. Der Zeremonienmeister aber läfst triumphierend seine Blicke über die Menge gleiten und weidet sich an der gelungenen ersten Probe seiner Kunstfertigkeit. Nun nimmt er das zweite Ei, nennt sämtliche Bewohner des verdächtigen Dorfes nach ihrem Namen her, indem er bei jedem das Ei drückt, und derjenige bei dessen Namenserwähnung das zweite Ei zerbricht, ist der Mörder. Obgleich es nicht häufig vorkommt, das die Eier nicht zerbrechen wollen, so ist dieser Fall doch auch nicht ausgeschlossen, sondern dient vielmehr dazu, das Zutrauen zu dem Eierorakel noch zu verstärken. Im letzteren Falle erklären nämlich die Eingeborenen, dafs der Tod des Patienten von dem Erlöschen der Lebenskraft herrühre. Der auf diese Weise entlarvte Übelthäter wird natürlich der Gegenstand des allgemeinsten Hasses. Bei den meisten Aboriginalstämmen gilt die Frau als diejenige, die kraft ihres Dang einen Menschen unsichtbar mit tödlichem Pfeile zu durchbohren vermag. Ist eine solche Frau durch die Eiprobe als schuldig bezeichnet, so wird sie ohne Gnade und Erbarmen in die Sklaverei verkauft, es müfste sich denn ein entschlossener, einflufsreicher Verwandter ins Mittel legen und den Anklägern Schweigen gebieten. Dies ist indes höchst selten, da die Anklage sich hütet, reiche und angesehene Persönlichkeiten zu belangen. Dieser ebenso lächerliche als beklagenswerte Gebrauch ist bei den Bannar tief eingewurzelt und fordert jährlich zahlreiche Opfer. Man zweifelt so wenig an der Zuverlässigkeit der Eierprobe, dafs selbst die um des Dang willen verurteilte Frau sich mit stoischer Ruhe in ihr Schicksal ergiebt und etwa erklärt: „Ohne Zweifel habe ich die böse That im Schlafe verübt, da ich mich nicht darauf besinnen kann." Man bindet der Schuldigen einen Strick um den Hals, schleppt sie aus der Mitte der Ihrigen hinweg und verkauft sie bei erster bester Gelegenheit gegen 5—6 Büffel an die Laosleute.

Bei einigen Grenzstämmen im Süden teilt auch der Mann mit der Frau die Fähigkeit, Mitmenschen verhexen zu können. Fällt auf Jemanden Verdacht, dafs er die furchtbare Kunst ausübe, so gieſst man ihm geschmolzenes Zinn in die hohle Hand, oder zwingt ihn, mit der bloſsen Hand einige Augenblicke kochendes Pech umzurühren. Bleibt er un-

1) Mit Dang bezeichnet man sowohl die Zauberkunst, als auch die verzaubernde Person.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

verletzt, so ist seine Unschuld erwiesen; trägt seine Hand aber Brandwunden davon, so wird er auf barbarische Weise hingerichtet und die Seinen werden in die Sklaverei verkauft.

Die Waffen begleiten den Eingeborenen überall hin und er begiebt sich nie auf den Weg, ohne zuvor das Loos über einen etwaigen Hinterhalt seiner Feinde ausgeforscht zu haben. Fast alle Dörfer sind durch eine dichte Palissadenreihe mehr oder weniger geschützt und von zugespitzten Bambussplittern umgeben, welche der Wilde nach allen Richtungen hin zu Tausenden in den Boden einrammt. Aber alle diese Vorsichtsmafsregeln vermögen ihn noch nicht zu beruhigen; stets achtet er auf das geringste aufsergewöhnliche Geräusch, und wenn er, sei es bei Tage oder zur Nachtzeit, etwas Verdächtiges wahrnimmt, so stöfst er sofort den Alarmschrei aus, der in Verbindung mit der grofsen Lärmtrommel das ganze Dorf in wenig Minuten auf die Beine bringt, um gegen den eingebildeten, oft aber auch nur allzu wirklichen Feind auszuziehen.

Während die Bannar nur um einer schwerwiegenden Ursache willen Krieg anfangen, sind die Sedang, Röngao und Dscharai in diesem Punkte weniger bedenklich, besonders die Letzteren, welche gern einen Beutezug unternehmen, um sich billiges Büffelfleisch zu ihren Festmahlzeiten zu verschaffen. Wenn eine Dorfschaft die andere angreifen will, so marschiert man nie aus, ohne zuvor das Loos nach dem Ausgange des Krieges befragt zu haben, und zwar fehlt es den Eingeborenen nicht an Mitteln, darüber ins klare zu kommen. Vor dem Verlassen des Gemeindehauses befragt man nämlich eine besondere Wurzel, die in dem Rufe steht, die Zukunft vorherzusagen. Einer der Anführer zerschneidet die Wurzel in 3 Stücke und legt sie auf seine Säbelklinge, von der er sie auf seinen Schild unter Gebeten herabfallen läfst; wenn die Wurzelstücke die gewünschte Lage annehmen, so wird die Kriegerschar siegreich und unverwundbar sein. Darnach erhebt sich der erfahrenste und tapferste Krieger, um von dem Geist einen günstigen Ausgang des Kampfes zu erflehen, wobei er die Ursachen des Krieges aufzählt, und verläfst schliefslich das Gemeindehaus. Ihm folgen alle andern in aufgelöstem Zuge, mit Schilden, Armbrüsten, Säbeln und Lanzen ausgerüstet. Jeder hat an diesem Tage die schönste Leibbinde umgethan und aufserdem noch ein Stück weifses oder blaues Baumwollenzeug über die Brust geschlungen. Die mitgenommenen Provisionen bestehen in Reis und Tabak für 2—3 Tage. Die Krieger teilen sich bisweilen in mehrere Haufen und bestimmen einen Ort zum gemeinsamen Rendezvous. Kaum ist das Dorf verlassen, so lauscht jedes Ohr aufmerksam auf den Vogelsang; ist letzterer von guter Vorbedeutung und springt keine Maus über den Weg, wird vielmehr der Dammhirsch im Walde laut, so beseelt kühner Mut alle Teilnehmer am Kriegszuge. Sollte aber ein hoch in den Lüften kreisender Raubvogel seinen scharfen Schrei ausstofsen, so ist alles entzückt, denn das bedeutet einen grofsen Fang. Gewöhnlich verfolgen die Krieger die selten betretenen Seitenwege, um möglichst unbemerkt dem feindlichen Dorfe sich zu nähern. Im Sturme ein Dorf

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

zu nehmen, ist nicht ihre Sache; für gewöhnlich versuchen sie unter dem Schutze der Nacht und durch Überraschung ihr Ziel zu erreichen; sie gedenken dabei auch etwaige Menschenverluste möglichst von sich fernzuhalten, damit die Siegesfreude nicht durch Thränen getrübt werde. Meist liegen sie auf irgend einem, dem Walde abgerungenen Acker im Hinterhalt und warten geduldig, bis ihnen der Feind von selbst in die Arme läuft. Alsdann fesseln sie den Überraschten, werfen ihm einen Strick um den Hals und schleppen ihn unter schrecklichen Drohungen fort. Wenn es sich um Frauen oder Kinder handelt, so hat ein derartiger Fang wenig Schwierigkeiten; anders wird es schon, wenn ein gut bewaffneter Eingeborener sich seiner Haut wehrt.

Einen schlimmen Charakter nehmen diese Kriegszüge an, wenn die Wilden entschlossen sind, den Feind mitten in seinem Dorfe aufzusuchen. Mit zahlreichen Streitkräften treten sie dann ihren Marsch an, halten sich bis zur Nachtzeit in der Nähe des Dorfes verborgen und stürzen sich, wenn es ihnen gelungen ist, die Palissaden unbeobachtet zu übersteigen, in die Häuser, wo ein erbarmungsloses Schlachten unter den Bewohnern beginnt; nur die Frauen und Kinder werden um ihres Handelswertes willen geschont. Mit der schnell zusammengerafften Beute zieht sich hierauf die Kriegerschaar zurück, ehe die Nachbardörfer zur Hilfe eilen können, und langt unter Jauchzen, fröhlichen Tänzen und Waffenklange wieder daheim an. Hier wird alsbald dem Geiste eine Ziege geopfert, der Reisbranntwein macht die Runde und mit dem Klange der grofsen Trommel und der Tamtam vermischen sich die monotonen Töne der Büffelhörner. Bei alledem ist diese geräuschvolle Freude nicht ohne eine Beimischung von Furcht und Sorge; denn man weifs gar wohl, dafs der Feind Rache nehmen wird, darum müssen die siegreichen Krieger nun doppelt auf ihrer Hut sein. Diese erzwungene Wachsamkeit läfst erst nach, wenn die Gefangenen freigekauft sind und der Friede geschlossen ist.

Auf jeden glücklichen Krieg folgt eine grofse Schmauserei und ein allgemeines Freudenfest. Die Zahl der Büffel, welche man bei dieser Gelegenheit opfert, mufs mit derjenigen der Gefangenen übereinstimmen; zahlreiche Gäste erhalten Einladung zu dem patriotischen Feste. Schon 10—14 Tage vorher wird auf das Nahen des Festes aufmerksam gemacht durch das Schlagen der Tamtam und der grofsen Trommel, auf welcher die Jünglinge jeden Abend in dem Gemeindehause einen Kriegermarsch exekutieren. Am Tage vor der Feier kommen schon vom frühen Morgen an die Honorationen des Dorfes zusammen, um die Büffel anzubinden. Einige junge Burschen haben die wunderbare Wurzel suchen müssen, welche die Kraft hat, einen Pfahl unerschütterlich im Erdboden festzuhalten, und haben zu dieser Arbeit ihre besten Gewänder angelegt. Bei ihrer Rückkunft benutzen die Alten die Wurzel unter peinlicher Beobachtung der vorgeschriebenen Gebetsworte und Gebräuche. Jeder Büffel wird an einem besonderen Pfahl mit einem Stück Rattan angebunden, welches lang genug ist, damit das Tier im Umkreis einiger Meter umherspringen und sich aufbäumen kann. Die Pfosten setzen sich aus einem mit flatternden Bändern geschmückten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

und fest aneinander geschnürtem Bündel Ruten zusammen und zwar sind sie um einen Busch gruppiert, welcher darnach zum Baume herangewachsen den Nachkommen Kunde von dem Siegesfeste ihrer Vorfahren geben soll. Hier weidet nun der Eingeborene einen vollen Tag und eine Nacht seine Augen an den Opfertieren, ohne sie anzurühren; vielmehr beschränkt er sich darauf mit seinen Genossen unter barbarischer Musikbegleitung einen Rundtanz um die Büffel aufzuführen, welcher bis zum frühen Morgengrauen des Festtages anhält. Inzwischen sind hier und da auf dem gewählten Platze Krüge mit Reisbranntwein aufgestellt worden, deren Inhalt die fröhlichen Dorfbewohner vermittelst langer Röhren aufschlürfen. Von allen Seiten ziehen die Gäste herbei, und es herrscht ein unbeschreiblicher Tumult. Mit Tagesgrauen hört die Musik auf, und die jungen Leute ergreifen die Waffen; denn nun sollen die Büffel, welche den besiegten Feind darstellen, die Zielscheibe ihres erbitterten Hasses bilden. Auf ein gegebenes Zeichen senkt sich eine förmliche Wolke von Pfeilen auf sie herab; die gemifshandelten Tiere brüllen, bäumen sich auf und kehren sich voller Wut gegen ihre Bedränger. Aber jeder Befreiungsversuch ist unnütz; nach der Armbrust thut der Säbel seine Schuldigkeit, bis schliefslich die Erde von Blut gerötet ist und die letzten Tiere unter einigen wohlgezielten Lanzenstichen verenden. An einem schnell angezündeten grofsen Feuer werden die Haare oberflächlich abgesengt, dann zieht man die Häute ab und verteilt das Fleisch. Wie das Fest eine Vorfeier hat, so fehlt es auch nicht an der Nachfeier, um den Überbleibseln der Festmahlzeiten gerecht zu werden.

Auf die Kämpfe folgen schliefslich die Versöhnungszeremonien. Zu diesem Behufe gehen geschickte Unterhändler von Stamm zu Stamm und bahnen wieder einen Ausgleich an. Man bestimmt einen Tag, an welchem der Friedensschlufs durch einen feierlichen Eid bekräftigt werden soll. Die zwei feindlichen Dorfschaften treffen sich in dem einen Gemeindehause und wählen jede eine ältere Persönlichkeit als Vertretung der ganzen Gemeinde; auf der einen Seite mufs es ein Mann, auf der anderen eine Frau sein. Beide machen sich mit einem Messer einen Einschnitt an einem Finger und lassen dann das Blut zusammenfliefsen, um es am Ende unter Hersagung gewisser Formeln wieder aufzulecken. Wenige Tage darnach wiederholen sich diese Gebräuche in dem Gemeindehause des anderen Dorfes, und damit gilt der Friede für geschlossen.

Was die religiösen Anschauungen der Bannar anlangt, so glauben sie an eine Menge guter und böser Geister. Nach ihrer Ansicht birgt jeder Berg, jeder Flufs, jeder Fels, ja überhaupt jeder hervorragende Gegenstand eine Gottheit in sich. Was die Idee eines weltschöpferischen allmächtigen Gottes anbetrifft, so ist sie bei den Eingeborenen wenig hervortretend. Fragt man sie nach dem Ursprung des Menschengeschlechtes, so wissen sie nur von einem gemeinsamen Stammvater der Menschen zu berichten, der aus einer grofsen Überschwemmung sich als der einzige Überlebende in einem wohlverwahrten Kasten gerettet habe. Dann reden sie etwa noch von einer längst entschwun-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

denen „goldenen Zeit“, in welcher ein Reiskorn zur Ernährung einer ganzen Familie ausgereicht habe. In bezug auf den Zustand nach dem Tode nimmt der Eingeborene an, dafs die Seele eine Zeitlang die benachbarten Grabstätten und Berge durchstreife und dabei die Lebenden durch nächtliche Erscheinungen oft beunruhige, um schliefslich für immer in den dunklen Tiefen der südlichen Region zu verschwinden.

Der ganze religiöse Kultus des Bannar besteht in Opfern, Gelübden und der gewissenhaften Beobachtung zahlloser Gebräuche. Jeder Familienvater ist zugleich Opferpriester seines Hauses; Bonzen wie in den benachbarten Annam und Laos giebt es nicht; dafür giebt es sogenannte Beaju, Männer oder Frauen, die als die unfehlbaren Dolmetscher des Willens der Götter gelten und deren Entscheidungen wie Orakelsprüche aufgenommen werden. Fast jedes Dorf hat seinen besonderen Beaju, manche haben deren sogar mehrere. Die Beaju geben an, kraft göttlicher Inspiration zu ihrem Amte berufen zu sein und finden damit auch bei ihren Volksgenossen Glauben. Sie mögen den Bannar auch noch so schwere Opfer auferlegen und ihnen noch so lästige Zeremonien zur Beobachtung vorschreiben, alles wird mit der gröfsten Gewissenhaftigkeit ausgeführt und so sind dann die Beaju wohl mit das gröfste Hindernis für eine geistige und sittliche Hebung jener Aboriginalstämme.

Kleinere Mitteilungen.

Der Missionsingenieur James Stewart. — Zu unserm innigen Bedauern ist unser korrespondierendes Mitglied, der Missionsingenieur James Stewart, am 30. August vorigen Jahres durch einen jähen Tod mitten aus seiner für die Erschliessung und Zivilisierung Zentralafrikas so bedeutungsvollen Thätigkeit herausgerissen worden. Wir kommen einer Ehrenpflicht gegenüber dem Entschlafenen nach, indem wir im folgenden einige Daten aus seinem Leben geben. Der Verstorbene war der Sohn eines schottischen Pfarrers und erhielt in Edinburgh die nötige Vorbildung zu der von ihm gewählten Ingenieurlaufbahn. Nach Beendigung seiner Studien war er 11 Jahre lang im indischen „Public Works Departement“ thätig und zeichnete sich besonders durch seine Kanalbauten im Pandschab aus. Anstatt den ihm bewilligten längeren Urlaub zu einer Erholungsreise in die Heimat zu benutzen, ging er an den Nyassasee im östlichen Zentralafrika, wo damals die schottische Freikirche die Missionsstation Livingstonia besetzt hielt, und bot der betreffenden Missionsdirektion seine Dienste als Volontär an, um ein Jahr später (1878) förmlich in den Dienst der Mission als deren Ingenieur überzugehen. In dieser Eigenschaft schuf er die Strafse um die Schire-Katarakte herum, leitete den Bau der einzelnen Missionsstationen, unternahm wertvolle Vermessungsarbeiten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft für Thüringen zu Jena

Jahr/Year: 1885

Band/Volume: 3

Autor(en)/Author(s): Diverse Autoren

Artikel/Article: Das Volk der Bannar 1-15